

Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 18

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Umschau

Vortrag von Prof. Broda. Wenn einer aus Paris herkommt, um in Bern einen Vortrag zu halten, ist es eine verzeihliche Illusion, wenn man glaubt, daß er recht Vieles und recht Neues zu sagen habe. Das Thema „Was können die Völker voneinander lernen“ war vielleicht geeignet, diese Illusion noch zu fördern; denn erstens gibt es viele Völker, und man ahnt schon im voraus, daß sie viel voneinander lernen können. Was sie lernen können, wie sie lernen können, und die Wirkungen dieses gegenseitigen Unterrichts hofft man vom Referenten aus Paris zu erfahren. Man denkt auch, daß die Weltgeschichte, die Kulturgeschichte dem Professor viele Beispiele gebe, aus denen er die treffendsten herauslesen würde, um diesen pädagogischen Wechselprozeß in seinem Umfang anatomisch physiologisch zu erörtern. Aber dem allem war nicht so! Herr Professor Broda kam (ausgerechnet von Paris), um uns armen Botofuden zu sagen, daß die Völker voneinander lernen können, und daß die Schweiz ein „Musterländle“ sei, von dem Europa sich das Referendum, das Absinthgesetz und die Eintracht der verschiedenen Sprachstämme zum Beispiel nehmen könnte. Andererseits könnten wir den Moralunterricht, wie er in Frankreich eingeführt wird, auch bei uns einführen. Wir könnten auch vom skandinavischen Norden lernen, aber ganz besonders von Australien. Hier haben die Sozialisten die Mehrheit im Parlament, und sie haben das Problem des Elends gelöst. Ein großes Verdienst haben daran besonders auch die Frauen, die von ihrem Stimmrecht zu weiten Sozialreformen Gebrauch machen. Das waren also einige Beispiele zum Beweise einer Tatsache, von der jedes Kind überzeugt ist: daß die Völker voneinander lernen können. Interessant ist nun aber, daß

der Herr Professor glaubt, daß erst seine Sammelstelle für den Austausch von Kulturartikeln nötig sei, damit die Völker von dieser Möglichkeit, voneinander zu lernen, Gebrauch machen können. W. Sch.

Roosevelt & Co. Tausendstimmig hallt zurzeit aus dem europäischen Blätterwalde ein Name heraus, dessen Echo drüben über dem großen Kanal mit jenem Lächeln aufgenommen wird, das den geriebenen Amerikaner auszeichnet, und das immer auf seine Lippen tritt, wenn ein Geschäft im Gange ist, in dem der andere der Düpierte ist. Herr Theodor Roosevelt, der Nachfahr des 1901 von Mörderhand gefallenen Mac Kinley auf dem Präsidentenstuhl der Nordstaaten, befindet sich auf einer Geschäftsreise. Man glaube aber ja nicht, daß der verflissene Präsident herübergekommen ist, um uns Baumwolle, Margarine oder gar fleckig gewordene Goldminenaktien anzuhängen. Er trägt weit besseres Verlangen und bringt etwas mit, das viel wertvoller ist — für ihn nämlich. Dabei versteht er sein Geschäft so gut, daß die aufhorchende Welt von einem Staunen ins andere fällt. Herr Roosevelt (wenn es wirklich wahr ist, daß seine Ahnen Rosenfeld geheißten, und am Schabbes im Talmud gelesen haben, so würde das sein Geschäftstalent einigermassen erklären), Herr Roosevelt also reist in Ruhm und selbstgesammelten Lorbeerblättern, deren glänzende Vorzüge er mehr zu preisen weiß als weiland Justinus Kerners deutsche Fürsten im Kaisersaal zu Worms ihrer Länder Wert und Zahl. Ich glaube, es hat kaum jemals in der alten und neuen Welt einen gegeben, der die Reklametrommel so zu rühren versteht und sich selbst so in Szene zu setzen weiß wie der gewesene Bewohner des White House in Washington. Trotzdem er dort längst nicht mehr gebietet,

reißt er doch mit der Ambition und den Mürren eines Staatsoberhauptes, und ganz Europa fühlt sich geehrt durch den Besuch dieses amerikanischen Emporkömmlings und Privatmannes. In Wien, wo er als Gast des schon wegen seines Alters und seiner vielen Schicksale verehrungswürdigen Franz Joseph weilte, hat er die noch lange nicht fertige internationale Jagdausstellung in einem Tempo durchlaufen, daß die Damen des empfangenden Gefolges zurückbleiben mußten und die Herren nur keuchend nachkommen konnten. Nachher rühmte er dann in einer glatten Rede die Zweckmäßigkeit, Schönheit und das glänzende Arrangement der noch völlig unfertigen Ausstellung. Der Kaiser hat ihn eingeladen, einen Tag länger zur Jagd zu bleiben. Der große Büffeljäger vor dem Herrn aber hat die Einladung in fast unhöflicher Weise abgelehnt; nicht etwa aus Überzeugung; denn man sieht ja, wie hungrig dieser Mann nach äußern Ehren und dem Lorbeer langt. Aber man denke doch, was das drüben für einen Eindruck macht, wenn verlautet, daß Herr Roosevelt in Europa sich einen Pfifferring um Päpste, Kaiser und Könige gekümmert hat! Nichtsdestoweniger haben die meisten Wiener Zeitungen in seitenlangen Artikeln und in einer bis zum Erbrechen geschmalzten Sprache jedes Wort, jede Bewegung des Amerikaners beschwacht und fließen jetzt noch vor rührseliger Bewunderung fast über.

Was Roosevelt als Präsident der Sternenbannerunion Positives geleistet hat, ist mir nicht mehr recht erinnerlich, und was seine Bücher anlangt, so hätte sie jeder bessere Reporter auch nicht schlechter gemacht. Wozu also der Lärm? Ich glaube, wenn man einen klugen Yankee über den ganzen aufgebauhten Besuchsummel befragte, so würde er wohl mit einem verschmizten Lächeln die Worte des Dänenprinzen in den Mund nehmen: „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“

F. O. Sch.

Berner Stadttheater. Maria Magdalena. Drama in drei Aufzügen

von Maurice Maeterlinck. Maeterlinck ist ein Dramatiker von heute. Was er angreift, wird in seinen Händen modern, unserer Zeit gehörig, gleichviel ob die Fabel seiner Dichtung aus dem ersten oder fünfzehnten Jahrhundert genommen ist. Denn meist ist es Geschichte, die ihm die Fabel liefert, ja er kann sogar ohne jeden Nachteil bereits behandelte Stoffe behandeln, er kann ganze Motive aus andern Stücken herübernehmen. Der Wert seiner Dichtung liegt vor allem in der Behandlungsweise. Einfache Kraft und Farbe sind die Hauptmerkmale. Einfache Kraft! Der Dialog ist auf Kernworte reduziert. Farbe! Wie wenn eine ferne unsichtbare Sonne schwere Gewitterwolken glühen macht.

In seinem jüngsten Drama nimmt Maeterlinck zwei Motive aus einem Drama „Maria von Magdala“ von Paul Hense, herüber, und sogar ein Hauptmoment seines Stücks ist darunter: Maria Magdalena, die frühere Buhlerin wird vor die Wahl gestellt, Christus zu retten oder zu verderben, je nachdem sie sich weigert oder bereit ist, einem Römer sich hinzugeben. Maeterlinck nimmt aber noch anderes ganz unverändert in sein Stück herüber. Bibelworte, Worte des Nazareners, namentlich Worte aus der Bergpredigt. Maeterlinck wirft dieses Fremde zusammen und macht gleichsam ein Drama drum herum, und es wird ein eigenes, wuchtiges Kunstwerk. Und Maeterlinck wird durch Kraft und Farbe einer der besten Dramatiker unserer Zeit.

Das Stück hat eine einzige Schwäche. Im dritten Akt vergiftet sich Maeterlinck. Er rechnet bloß mit ausgezeichneten, ja noch mehr, mit gewaltigen Schauspielern. Hinter der Szene irgendwo, umgeben von geifernder Meute, belächelt von nüchternen römischen Soldaten, steht „der höchste Gott, der auf Erden hinabstieg“, als Gefangener. Und vorn auf der Szene zwischen Krüppeln, Blinden, Ausfägigen und Besessenen steht der römische Hauptmann, der das Leben des Nazareners bewacht, und ein schönes Weib, Maria Magdalena.

Der römische Hauptmann begehrt dieses Weib. Er will ihr alles opfern, sogar den Zorn des Kaisers riskieren, wenn sie sich ihm gibt, und sie schreit für alle unverständliche Worte. Sie will Christus das Leben nicht retten um den Preis ihres Glaubens an ihn. Das ist sehr kompliziert und hinwiederum höchst einfach, höchst einfach und kraftvoll. Man begreift es sofort oder niemals. Hier liegt die Schwäche des Stücks. Nicht manche Schauspielerin vermag hier das Publikum niederzuschmettern. Aber nicht nur Maria Magdalena, alle die Siechen, Krüppel und Besessenen, auch der römische Hauptmann, alles muß hier zur Wucht, zur höchsten Wucht sich verbinden; denn hier wird eine Welttschlacht geschlagen. Wenn Maria Magdalena zum römischen Hauptmann sagt „Geh!“, ist es der übermenschliche, gewaltige Sieg dessen, den man draußen zur Kreuzigung zerrt. — Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß der größte Künstler der Regisseur sein muß. Er muß selber einfache Kraft und Farbe haben.

Die Regie führte Krempien. Unter den Darstellern ragte Kauer hervor. Frä. Finke, welche die Maria Magdalena spielte, wird bei größerem Studium sehr Gutes leisten. Namentlich in kleinern Rollen. Die Aufführung als Ganzes war ordentlich und bildet ein literarisches Verdienst des Verwaltungsrates.

— Viel Lärm um nichts. Komödie von Shakespeare. Eine Unterhaltungskomödie! Auch die ganz Großen können einmal bloß unterhalten. Unterhaltung durch leichte, fröhlich ungebundene Kunst. Und doch ist die Situationskomik fast ängstlich gemieden. Aber dafür ist das Lachen um so herzlicher, das Plaudern um so erfrischender, und wenn der Dichter auch dann und wann den Finger erhebt, als wenn er moralen wollte, im Mundwinkel lacht ihm doch der Schalk. Shakespeare, der Dichter des Hamlet, wird hier zum Schalk, zum Allerweltschalk. Es ist der intelligente, witzbegabte Narr, der die Philosophie des Lebens zu Ende

gedacht hat und zum Lachen zurückgekehrt ist. Ein Narr steht auf, der das Leben bejaht und das Nichts, das grübelnde, schlotternde Nichts mit Lachen besiegt. Er spielt eine Komödie, worin ein paar Maulhelden auftreten, und das Nichts umspinnt sich mit einer lächelnden Wichtigkeit. Es ziert sich auf, pußt sich heraus und geht gravitatisch auf und nieder, wobei es Worte voll Witz spricht, um sich selber vergessen zu machen.

Urfröhlichkeit liegt in dem Stück, Naivität des Glücks, Glück der Naivität dem Nichts als Ballkleid übergeworfen. Und man sieht zu und freut sich am harmlosen Spiel. Man träumt von Puppen und Märchen, und dann kommt der Schluß, wo man lachend heimgeht. Viel Lärm um nichts!

Die Shakespeare Bühne! Die Szenerie ein Rahmen und Menschen, die sich in diesem Rahmen bewegen und selber Milieu ihres Spiels sind und sein müssen. Götz hat von Rainz gelernt. Er kann den Rahmen zu seinem Spiel ausnützen. Das Fräulein Petermann lacht so ungebunden und glücklich, daß es scheint, als könne sie nie mehr zu ihrem Heldenpathos zurückkehren. In alle diese Künstler ist der Teufel gefahren. Sie spielen vorzüglich. Und dann der Geist, der diesen Teufel zitiert hat, Franz Kauer als Regisseur. Unser Theater ist eine Kunststätte!

* * *

Unser Theater ist eine Kunststätte. Es besitzt eine ausgezeichnete Leitung, die es versteht, die geeigneten Leute an ihrem Platze ungehindert machen zu lassen. Wenn die nächste Saison unter diesem Zeichen steht, braucht uns für das Schauspiel nicht mehr bange zu sein. Dann wird die Aera Köbke für unsere Bühne eine Blütezeit werden, und auch der Verwaltungsrat wird die finanzielle Misere überwinden. Wenn! — Aber wirklich kann man allen sehr dankbar sein, die dieser Saison ein so gutes Ende bereitet haben. (Die durch die Pariser Provinzkomödianten völlig

verdorbene Madame Sans-Gêne-Aufführung fällt nicht zu Lasten unserer Leitung.)

W. Sch.

Araruer Musikleben 1909/10. Mit einer in allen Teilen glänzenden Aufführung des Händelschen Oratoriums „Judas Maccabäus“ durch den Cäcilienverein hat am Sonntag, den 17. April, die diesjährige Konzertsaison so ziemlich ihr Ende erreicht. Sie bot einige hervorragende Kunstgenüsse, um die sich sowohl auswärtige Künstler wie auch die hiesigen Gesangs- und Musikvereine verdient machten.

Eingeleitet wurde die Saison am 10. Oktober 1909 durch ein Konzert der Fräulein Marie und Anna Hegner. Die erstere spielte die Sonate op. 53 in C-Dur von Beethoven, Liszts „Liebesträume“ Notturmo Nr. 3, die ungarische Rhapsodie Nr. 12 und mit ihrer Schwester zusammen S. Hubers Melodie op. 49 und eine Mazurka von Szulz. Fräulein Anna Hegner brachte das Violinkonzert in D-Dur op. 35 von Tschairowsky zur Ausführung. Das Schwesternpaar entzückte das zahlreiche Publikum durch ihre Gaben in hoher Weise. Am 7. November gab Ernst Schelling ein Klavierkonzert, das nicht weniger als 13 Nummern aufwies. Schelling zeigte sich dabei als eine der markantesten Individualitäten der jüngern Generation. Als erster der heimischen Vereine trat sodann am 11. November der Orchesterverein auf den Plan. Unter der tüchtigen Direktion des Herrn Hesse, Lenzburg, ließ er der Zweiten Symphonie in D-Dur von Beethoven, dem Reineckeschen Zyklus „Von der Wiege bis zum Grabe“ Nr. 1, 4, 7 und 16 und der Ouvertüre zu „Der portugiesische Gasthof“ von Cherubini eine treffliche Wiedergabe zuteil werden. Herr Rötcher, Basel, (Violine) brachte als Solist das Spohrsche Violinkonzert Nr. 8 in A-Moll und die Sonate für Violine und Klavier in D-Dur, bei letztem Stück von Herrn Hesse ausgezeichnet begleitet, zu eindringlichster Wirkung. Der 24. November führte uns die Herren Julius Röntgen, Amsterdam, (Klavier) und Engelbert Röntgen, Zürich, (Bio-

loncell) als Gäste zu. Der erstere spielte mit unübertrefflicher Berbe und hinreißendem Temperament seine Sonate für Klavier und Violoncell in G-Moll, wobei Herr Engelbert Röntgen seinen Part mit derselben Künstlerschaft exekutierte. Dann ließen die Herren noch folgen „Faschingschwank aus Wien“ von Schumann, Suite in D-Moll Nr. 2 für Cello von J. S. Bach und die Sonate in A-Dur für Klavier und Cello op. 69 von Beethoven. Die Vorträge zeigten einen souveränen Stil nach jeder Richtung. In unserm Berichte dürfen wir auch die Konzerte unserer beiden Stadtmusiken nicht vergessen, die am 4. Dezember und 12. Februar stattfanden. Beide Vereine verfügen über tüchtige Bläser und wissen jeweils durch geschickt zusammengestellte Programme ihrer Zuhörerschaft einige angenehme Stunden zu bereiten. Der Männerchor Sängerbund (Direktion Herr Hesse, Lenzburg) erfreute auch diesen Winter wieder durch zwei Aufführungen, 11. Dezember und 13. März. Sein Ziel ist die Pflege des schwierigen Volksliedes, auf welchem Gebiete er schon prächtige Erfolge einheimste. Im ersten Konzert wirkten Fräulein Hulda Denzler (Mezzosopran) und Herr Konzertmeister Sandner (Violine), beide aus Zürich, im zweiten Frau Frida Fettscherin (Sopran) und Herr Emil Braun (Cello), beide aus Basel, mit. Die Darbietungen gefielen sehr und legten ein beredtes Zeichen des Könnens des Sängerbundes und seiner Solisten ab. Der Cäcilienverein trat das erstemal in dieser Saison am 18. Dezember auf. Er hatte sich das Hornquartett der Allgem. Musikgesellschaft Basel und Herrn Hochstetter (Pianoforte) aus Zürich verschrieben. Der Chor trug unter anderm Lieder vor von Goldmark, Brahms, Thuille, Schubert und Hegar und zeigte damit neuerdings seine hervorragende künstlerische Qualifikation. Am 6. Februar gab der Orchesterverein sein zweites Konzert. Zur Aufführung gelangten Haydns erste Symphonie in Es-Dur, dann aus Serenade für Streichorchester op. 72, Nr. 1 und Nr. 3 von Hofmann und die Ouvertüre aus der Zau-

berflöte von Mozart. Fräulein Ida Zürcher aus Aarau spielte am Klavier und mit Orchesterbegleitung das Konzert Nr. 20 in D-Moll von Mozart, Herr Flury, Zürich, (Tenor) sang Lieder von Brahms, Schöck und Andrae. Sämtliche Darbietungen machten einen ausgezeichneten Eindruck und gereichten den Ausführenden zu besonderer Ehre.

Der Vollkommenheit halber haben wir nun noch die Konzerte von Fräulein Alice Landolt (Klavier) und Marie Hildebrand (Gesang), von Vivien Chartres und Hrn. Fritz Niggli und von Frau Welti-Herzog zu erwähnen; sie waren duftende Blüten im reichen Kranze all dieser musikalischen Veranstaltungen, und wenn wir ihrer hier nicht noch einlässlicher gedenken, so ist es nur des beschränkten Raumes wegen.

Den würdigen und erhebenden Abschluß der Konzertsaison machte, wie schon eingangs bemerkt, die Aufführung des „Judas Maccabäus“ von Händel durch den Cäcilienverein. Das war eine musikalische Tat, wie sie Aarau seit Jahrzehnten immer wieder zeitigt, das dank einer ausgezeichneten Direktion (Herr Rutschera), einem vortrefflich geschulten Chor und der Liebe und Hingabe zur echten hohen Kunst, wie sie unserer Bevölkerung von jeher innewohnte. Als Solisten wirkten mit Frau Gysi-Schneider (Sopran), Aarau, Frau Hämig-Burgmeier (Alt), Zürich, Herr Hürlimann (Tenor), Zürich und Herr Linder (Bariton), Rüschnacht. Das Orchester stellte die Allgemeine Musikgesellschaft Basel, am Pedal-Harmonium (an Stelle der Orgel) saß Herr Hochstetter (Pianist), Zürich. Wenn auch nicht alle Solisten durchaus auf der Höhe ihrer Aufgaben standen, so hielt sich dafür der Chor in geradezu glänzender Weise.

Ende gut, alles gut, sagen wir darum und freuen uns, daß in Aarau das gesangliche und musikalische Leben eine besonders bevorzugte Heimstätte hat. O. H.

Heimatschutz vor dem Wort, dem Verein und der Kommission habe ich auf meiner Frühlingssfahrt auch in Burgdorf angetroffen. Im Ritteraal des

Schlosses daselbst ist, allerdings im rauhigen Stil von Faustens Studierzimmer, aber doch an angemessenem Ort ein Museum von Stadt und Landschaft untergebracht. Darunter liegt ein Album oder zwei, die sich in der Fensternische behaglich blättern. Denn sie enthalten die ganze Gegend ringsherum, wie sie seit fünfzig Jahren der ehrsame Apotheker Schnell mit Wasserfarben festgebannt hat. Ich beuge mich, vom Kustos unterrichtet, vor und finde fast jeden Blick verstellt, der vormals frei war. Aber die Bildchen selbst bilden ein geistiges Band zwischen den Altentümern hinter mir im Saal und der umgestaltenden Gegenwart draußen. Sie erzeugen den Eindruck, als sollte jede Sammlung ein solches Encheiresin besitzen müssen. Doch nicht nur die Sammlungen, jeder Ort. Ohne die Leistung des Dilettanten künstlerisch zu überschätzen — so nah sie je und je an diese Sphäre reicht —, verehere ich die Fülle der Sympathie, Wahrnehmungsfrische und Vielseitigkeit, die in ihm muß gesteckt haben. Übrigens habe ich mir für eine künftige Reise einige köstliche Gaden gemerkt, die, aus baurischer Hand hervorgegangen, doch zierlich sind wie indische Pagoden. — Und daß das Figürliche nicht fehle, hat ein braver Handwerksmann, Hafnermeister Gammeter, heimische Helden und Käuze von anno 30 bis gegen 50 hin lustig aufgenommen. Das ist eine Ersatzgalerie, die ganz annehmbar ist, und ein gewissenweckendes Zeitglöcklein.

Dr. J. Widmer.

Vom Basler Kunstleben. Ungewöhnliches Interesse erweckte die Frühjahrsausstellung jener Reihe von Basler Künstlern, die man noch vor ganz wenigen Jahren als die „jüngste Generation“ bezeichnete. Zu ihnen gesellte sich eine große Kollektion von Landschaften W. L. Lehmanns in München. — Der weite Überblick über das Deuvre unseres Landesmannes lehrt diesen Maler nicht nur als virtuoson Könnner, sondern auch als durchaus kraftvollen und in feiner Manier

erstarrten Künstler schätzen. Besonders die hellere Skala der weiträumigen Landschaft, die er seit etwa zwei Jahren entschlossen durchführt, war in Bildern vertreten, denen die Bezeichnung „meisterhaft“ mit Recht gehört. — Von den Baslern sucht Paul Burckhardt ganz andere landschaftliche Eindrücke und Wirkungen; und gewiß nicht weniger berechnete. Er ist in der Verwendung von Licht sparsam; glanzlose, gedämpfte Töne sind ihm besonders eigen, aus denen oft eine erstaunliche Weichheit der Valeurs hervorgeht. Dabei ist der Strich leicht, frisch und sicher. (Allerdings hat die Verwendbarkeit der temperierten Farbenskala auch ihre Grenzen, und wir glauben, der Künstler hat sie auf den Wandgemälden im Speisesaal des Bundesbahnhofes, die er unlängst vollendet, überschritten. Bei aller kräftigen Linie stört hier die Blutarmut der Farbe die Gesamtwirkung.) Hermann Meyer zeichnet sich durch farbige Delikatesse ganz besonders aus. Dabei mangelt ihm allerdings nur zu oft die formgestaltende Kraft der Farbe; von materieller Struktur ist bei manchen Bildern nicht mehr die Rede. Das Wesentliche sind dekorative Farbflecke; sehr geschmackvoll, aber kaum mehr Bilder! August Suter ist ein Werden-der, der sich die Aufgaben nicht leicht macht. — Paul Altherr beherrscht den Raum mit seinen eindringlich gezeichneten, gut bewegten Akten. Während er nach großer dekorativer Wirkung tendiert, bietet seine Lebensgefährtin Esther Mengold fein abgestimmte Farbenharmonien, die auch die Struktur des Stofflichen erfassen. Ihre Porträts sind liebevoll beobachtet und individuell gesehen. — Karl Burckhardt, der in Basel bisher durch das „Athletenrelief“ an der Pauluskirche als Plastiker bekannt war, hatte seine polychrome Venusstatue ausgestellt, die nun wochenlang noch größern Meinungsdivergenzen rief als seinerzeit das erste Werk. Die Plastik, welche Venus als überreifes Weib darstellt, zeigt eine gute, originelle Linienführung. Die Durcharbeit aber läßt Stillsicherheit vermissen, und gibt — wie eine Analyse des Tonmodells unzweifelhaft

dartut — eine Mischung stark stilisierter und frappierend naturalistischer Partien. In der Zusammensetzung von kreidigem Weiß des Fleisches mit poliertem Braunrot und Bernsteingelb von Gewand und Haar ist ein Gegensatz geschaffen, wie er unserm Farbenempfinden nicht behagt. Wenn wir die tüchtige Arbeit anerkennen, die diese Plastik durchaus darstellt, so lehnen wir es doch ab, eine, in sich nicht abgerundete Leistung, mit jenen Superlativen, die den Freunden des Künstlers so geläufig sind, zum genialen Meisterwerk hinaufzuschrauben.

Die letzte Ausstellung in der Kunsthalle veranstaltete die Münchner Galerie Heinemann mit Werken der Barbizoner Schule und modernen Gemälden. Besonders unter den aus der Forbskollektion erworbenen Franzosen waren prachtvolle Stücke. So ganz charakteristische Courbets, feine, sehr einheitliche Corots, interessante Bilder des alten G. Michel und recht gute Daubignys, Diaz, Ribots usw. Von Corot waren sehr duftige und bildmäßige Zeichnungen zu sehen, von Millet herb und eindringlich charakterisierte Blätter. — Von den übrigen, in der Qualität sehr verschiedenwertigen Werken, nennen wir ein erlesen feines Bildchen von E. Jettel, einen frischen lichtsprühenden Liebermann, Böcklins bekannte „Frühlingslieder“, eine kraftvolle Thomazeichnung; flotte Canals und einen recht qualitativollen Zügel. Diese allzu kurze Aufzeichnung berechtigt schon zum Schlusse, daß Heinemann eine vielseitig anregende Kollektion zusammengestellt hatte, die lebhaftes Interesse verdiente.

Gleichzeitig mit dieser Bilderreihe waren ein paar beachtenswerte moderne Gemälde ausgestellt. Brühlmann (Stuttgart) hatte von seinen ungemein energisch gemalten, nur das Notwendige (das aber ganz) gebenden Stilleben geschildert. Neben seiner Farbenfreude hatte F. Hopf (München) es nicht leicht, sich zu behaupten. Sein Kolorit überschreitet oft die Grenze vom Reservierten zum

Kraftlosen und Verwaschenen. Allerdings nicht immer. Eines der Stilleben war bei kalter, wenig reicher Palette doch von tiefer Wirkung. *Nierholz* und *Martha Burckhardt* waren mit ansehnlichen Talentproben vertreten; *E. Spitz* brachte

Landschaften in guter, aber wenig persönlicher Maché. — Neben den Bildern interessierten Schmucksachen, die von *Hans Brühlmann* mehr malerisch und groß dekorativ erdacht wurden als materialgerecht und leicht verwendbar. J. C.

Literatur und Kunst des Auslandes

Berliner Sezession 1910. Es ist merkwürdig, daß es immer noch Menschen gibt, die sich über die mehr oder weniger verfehlten Berliner Sezessionsausstellungen aufregen. Die letztjährige Ausstellung stand im Zeichen des Niederganges, die diesjährige sucht ihr Ansehen dadurch zu retten, daß sie ältere Meister mit einer größeren Anzahl ihrer Schöpfungen hervortreten läßt oder — und das sollte ja doch der Clou sein — indem sie sich *Manets* „Erschießung Kaiser Maximilians“ aus der Mannheimer Kunsthalle herbeiholt, um es als „epochalstes“ Werk zum erstenmal öffentlich auszustellen. („Nie, vielleicht mit einziger Ausnahme *Goyas*“, heißt es im Vorwort des Katalogs, „ist es einem Maler gelungen, die Wirklichkeit ohne irgend welchen literarischen Beigeschmack so rein und restlos in malerische Werte umzusetzen.“) Ich habe anlässlich der *Manetausstellung* im Salon Cassirer von einer Überschätzung *Manets* gesprochen, nicht ohne auf seine großen Verdienste hingewiesen zu haben. Es scheint, daß diese Überschätzung nicht allein eine Geburt kunsthändlerischer Spekulation geblieben ist. Auch diese „Erschießung“ ist weiter nichts als ein Stück Kunstgeschichte — wir begegnen der Schöpfung mit Hochachtung, mit Bewunderung, soweit wir in ihr das malerische Genie eines Revolutionärs erkennen, der heute ein Klassiker sein soll, schränken diese Bewunderung jedoch ein, bei der Wahrnehmung, daß es dem Künstler nicht geglückt ist, uns für seinen interessanten Vorwurf zu erwärmen. *Manets* Historienbild zeigt uns eine reichbewegte,

feuernde Soldatengruppe. Sie springt zuerst ins Auge und nimmt es ganz für sich in Anspruch. Suchen wir aber nach der Hauptfigur des Bildes — und das müßte doch zweifellos Kaiser Maximilian sein — hält uns zuerst eine beschattete Kasernenhofmauer mit den sie überschauenden Gesichtern eines Häufleins Neugieriger auf, und erst dann finden wir den zwischen zwei Gefährten stehenden Mann, die Hauptfigur, auf dem Wege über Nebensächlichkeiten. Dieser Kaiser Maximilian aber entbehrt jeder Größe. Ob seine Gestalt den Künstler nicht gereizt oder ob dessen Kunst nicht ausgereicht hat, diese Figur (die er übrigens unter Verzicht auf alle Gesetze einer richtigen Perspektive ganz dicht vor die Gewehrläufe stellt) interessant zu gestalten oder ob sich sein Interesse lediglich auf die Soldatengruppenkonzentrierte, wird nicht festgestellt werden können. Auf jeden Fall aber kann uns diese Behandlung des Vorwurfes nicht mehr genügen, selbst wenn wir Einzelheiten anerkennend gegenüberstehn.

Ein Gesamtbild seiner Kunst gibt Wilhelm Trübner. Nichts Neues, das Alte aber in guter Auswahl; ebenso Hugo von Habermann, dessen Werken in einer Sezession vom Jahre 1910 einen vielleicht nur zu großen Raum zugewiesen wurde. Hans Thoma — um in der Reihe der Ältern weiterzugehen — hat nur zwei Bilder geschickt, und davon stammt das eine, „Flußufer“, aus dem Anfang der achtziger Jahre. Uebe ist nur mit einem kleinen Werk vertreten, und hinge nicht irgendwo diese wehmütige „Krankenstube“